

EMMANUEL  
BOVE  
DINAH

EDITION  
diá

# EMMANUEL BOVE

**Dinah**

Roman

Aus dem Französischen  
von Michaela Ott

Edition diá

Gegen Ende eines schönen Herbstnachmittags schlenderte Jean Michelez, der an der Porte de Champerret aus der Straßenbahn gestiegen war, den langen Boulevard in Neuilly hinab, an dessen Ende sich die Villa *La vie là* erhob, die er mit seiner Frau und seinen beiden Kindern bewohnte. Es war einer der letzten schönen Tage des Jahres. Ein lauer Wind wirbelte den Staub von der Straße auf. Alles trug noch die Spuren des Sommers an sich. Die Bäume hatten ihre Blätter noch nicht verloren, diese staubigen Blätter der zu Ende gehenden Jahreszeit, die die Gewitter nur halb nass gemacht haben. In den Gärten schützten helle Zelte die ländlichen Möbel. Rufe, Stimmen und Gespräche hallten nach. Von Zeit zu Zeit ließ ein geöffnetes Fenster die Lieder eines Grammophons oder eines Radioapparats zum blauen Himmel entfliehen.

Monsieur Michelez blickte auf seine Uhr. Es war sieben Uhr. Die Nacht brach bereits an. Er beschleunigte den Schritt, nicht aus Furcht, seine Frau warten zu lassen, sondern weil er plötzlich das unwiderstehliche Bedürfnis verspürte, zu Hause zu sein, zu sprechen, sich umgeben zu fühlen. Seit dreißig Minuten hatte er kein Wort gesprochen. Um halb sieben Uhr hatten sich seine Angestellten von ihm verabschiedet, mit einer Stimme, deren Unterwürfigkeit zu der Freiheit, die sie gleich wiedererlangen würden, in Gegensatz stand. Kurz darauf war er ebenfalls gegangen, nicht ohne vorher sorgfältig die Tür seines Büros in der Rue de la Michodière abgeschlossen zu haben. Dieser kurze Augenblick der Einsamkeit, der ihm zu Beginn angenehm er-

schienen war, bedrückte ihn jetzt. Beim Gehen hatte er sich an seine Jugend erinnert; damals hatte ihn die Aussicht auf einen leeren Abend unzählige Male in tiefe Entmutigung gestürzt, diese Jugend, die nicht zu Ende ging, denn er hatte, obwohl er nun siebenundvierzig Jahre alt war, erst vor knapp drei Jahren geheiratet. Seitdem war ihm die Einsamkeit zum Alptraum geworden. Er zog ihr jede beliebige Gesellschaft vor.

Zu Beginn seines Berufslebens war Jean Michelez Architekt gewesen. Ein vernünftiger Ehrgeiz hatte ihn veranlasst, sich selbständig zu machen, sich seine Kundschaft zu halten, zuverlässig, redlich und korrekt seine Geschäfte zu führen. »Ich werde mir meine Kunden nicht suchen; sie werden zu mir kommen. Ich werde ihnen keine Wunder versprechen; und sie werden zufrieden sein. Sie werden mich ihren Freunden empfehlen. Nach und nach wird sich der Kundenstamm erweitern. So werde ich von niemandem abhängig und mein eigener Herr sein.« Dieses stoische Warten dauerte zehn Jahre. Der Krieg kam. Gleich nach seiner Ausmusterung gab er seinen Beruf auf Betreiben eines Bekannten, Gaston Bonellis, zugunsten des viel lukrativeren eines Bauunternehmers auf. Ein bisschen wie bei jenen Ärzten, die Apotheker werden, bei jenen Anwälten, die ihre Kanzlei in ein Geschäftsbüro umwandeln, bei jenen Polizeikommissaren, die ihr Amt niederlegen, um die Leitung einer Auskunftsdetektei zu übernehmen, entdeckte man auf seinem Gesicht etwas von der besonderen Nachgiebigkeit und Reizbarkeit, die all denen eigen ist, die aus Gewinnstreben verzichtet haben. Ihre Feigheit verbirgt sich hinter der Notwendigkeit, ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Dennoch verrät sie in den Gesten und der Physiognomie. Beobachtete man Monsieur Michelez, so spürte man, dass ihn die Schwingen des Niedergangs streiften: Wenn er auch keine Feinde hatte, so fanden sich doch genügend frühere Kollegen, die ihn verurteilten; denn das Geld, das er gegenwärtig verdiente, war auf Kosten einer höheren sozialen Stellung erworben, und die, die trotz der Entbehungen, trotz der Gleichgül-

tigkeit ihrer Umgebung und trotz ihres Selbstzweifels ausharren, haben selten Nachsicht mit jenen – Schwächeren –, die verzichten, obwohl es gerade diese Abtrünnigkeit ist, aus der sie den Stolz schöpfen, weiterzumachen.

Monsieur Michelez hatte unter dieser Verachtung gelitten und litt noch unter ihr. Aus Eigenliebe hatte er eine Art Kompromiss zwischen seinem vergangenen Leben und dem gegenwärtigen geschlossen. Er wollte nicht der erstbeste Unternehmer sein. Er träumte, ein einzigartiger Unternehmer der alten Schule zu werden, mit der er jedoch auf keinerlei Weise verbunden war. Redlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Pflichtbewusstsein und Nachsicht, was die Pflichten anderer anging, waren seine Haupteigenschaften. Er setzte seine Ehre darein, den Betrag seiner Kostenvoranschläge nie zu überschreiten, auch wenn er dabei draufzahlen musste.

Kurz, er wollte das, was ihm in manchen Augenblicken wie ein sozialer Abstieg erschien, mildern durch eine Perfektion, die es ohne ihn, wie er dachte, in seiner Zukunft nicht gegeben hätte.

Dieselbe Verkettung zeigte sich in seinem Gefühlsleben. Lange hatte er nach einer vollkommenen Freundschaft gesucht. Hingezogen zu anderen, zu Anhänglichkeit und Zärtlichkeit, hatte er seine Kindheit damit verbracht, auf das ideale Wesen zu warten, das, wie er meinte, früher oder später seinen Weg kreuzen würde. Er hatte sein Leben lang auf der Lauer gelegen, eher, um das Glück beim Schopf zu packen, als um seine materielle Zukunft besorgt. Jedes neue Gesicht, das ihm begegnete, hatte in ihm die verrücktesten Hoffnungen geweckt, jede Aufmerksamkeit eine krankhafte Freude, die manchmal eine ganze Woche lang anhielt, ohne nachzulassen, die immer gleich stark war und die plötzlich, bei der ersten Kränkung, verging. Denn jedes Mal, wenn er jemandem zugetan war, wurde er tief enttäuscht. Er konnte noch so viel geben, nie taten es ihm seine Partner gleich. Und was er eben nicht hinnahm, was er nie hinnehmen wollte, war, zu geben, ohne zu erhalten. Er hatte sich eine eigene Philo-

sophie der Gegenseitigkeit zurechtgelegt. Sie war die Grundlage jeder dauerhaften Liebe. Ohne Gegenseitigkeit gab es keine zwei Wesen auf der Welt, die einander verstehen könnten. Aber zu Beginn einer Beziehung hütete er sich, das zu fordern und sich darum zu sorgen. Er begnügte sich damit, sich auszuliefern. Erst später, beim ersten Zweifel, dachte er daran, wobei er dann düster, eifersüchtig und tyrannisch wurde.

Als er das kleine Dorf Lagny in der Umgebung von Nancy, in dem sein Vater den Beruf des Tierarztes ausübte und in dem er aufgewachsen war, verließ, um nach Paris zu ziehen (er war zu der Zeit dreiundzwanzig Jahre alt), machte er die Bekanntschaft eines deutschen Studenten namens Hans Schiebelhut. Jean Michelez hatte ein Zimmer in der Rue Monge gemietet, bei einer älteren Frau, Madame Greuze. Diese Madame Greuze war eine wunderliche Witwe, die schon um acht Uhr morgens frisiert, gepudert und bis zum Hals schwarz eingekleidet war und deren wichtigste Beschäftigung darin bestand, abwechselnd ein Dutzend Familienschmuckstücke zu tragen. Sie hatte eine rührende Zuneigung zu den jungen Leuten, denen sie zwei Zimmer ihrer mit viel zu viel Möbeln vollgestellten Wohnung untervermietete. In dem anderen Zimmer wohnte Hans Schiebelhut. So kam es zu ihrer Bekanntschaft. Dieser Student, dessen Hals aus einem Schillerkragen herausragte, war Vegetarier. Er gehörte zu jenen Jünglingen, die man in Deutschland *Wandervögel* nennt. Die Haare im Wind, den Beutel auf dem Rücken, in Lederhosen mit Hosenträgern ziehen die Wandervögel in Scharen, sonntags oder während der Ferien, durch den Schwarzwald oder die Sächsische Schweiz, besteigen den Harz oder den Taunus; dabei begleiten sie ihren Marsch mit Gesang zur Gitarre, schlafen unter freiem Himmel, trinken direkt an den Quellen und träumen von einer Rückkehr zum paradiesischen Ursprung. In der Wohnung von Madame Greuze bewirkte diese Vorliebe für räumliche Weite, dass er nie seine Tür schloss. Wenn man den Flur entlangging,

an dessen Ende sein Zimmer lag, konnte man ihn sehen, wie er, bald mit nacktem Oberkörper, bald in einem gestreiften Bademantel, hin und her ging oder saß und ein Buch ganz nah vor die Augen hielt oder sich wie ein schlechter Schüler über ein Blatt Papier beugte. Man konnte Lärm machen, er hob nie seine von einer Brille mit Goldrand umrahmten Augen, denn er war wie die meisten kurzsichtigen Leute wenig verschwenderisch mit seinen Blicken. Von manchen unter ihnen hatte er auch die Ungeniertheit und den Mangel an Schamgefühl. Daran gewöhnt, gesehen zu werden, ohne zu sehen, hatte er sich damit abgefunden, und es kümmerte ihn wenig, dass man auf seinem Kamin, auf seinem Tisch Milchtöpfe, Orangen-, Bananen- oder Nusschalen sah. Sein Essen bereitete er selbst. Salz, Butter, auch wenn sie sich in Reichweite seiner Hand befanden, störten ihn nicht beim Studieren. Die Bierflasche, die ihm als Behälter für Brennspritus diente, stand auf seinem Arbeitstisch. Er benutzte sie sogar, um ein offenes Buch an sie anzulehnen.

Die Beziehungen, die sich zwischen den beiden Männern ergaben, hatten, wenn sie auch anfangs voll gegenseitiger Aufmerksamkeiten waren, später dennoch gewisse komische Seiten. Während Jean Michelez regelmäßige Gewohnheiten, ein maßvolles Urteil über alles und einen einfachen Geschmack hatte, war Schiebelhut von Stolz geschwellt, bekundete eine grenzenlose Bewunderung für Größe und Stärke und beklagte sich ständig, dass ihm die Zeit zum Arbeiten fehle. Da er Behaglichkeit, Vergnügen, Ruhe verachtete, fand man ihn zu jeder beliebigen Tageszeit in Bücher vertieft oder am Schreiben, die Ärmel hochgekrempt, das Hemd weit geöffnet, sogar mitten im Winter. Wenn Jean Michelez ihn besuchen kam, ließ er nicht sofort von seinen Beschäftigungen ab. Wie eine Maschine, die auf Hochtouren läuft, konnte er nicht auf einen Schlag aufhören. Er versuchte im Übrigen, einer Maschine oder noch lieber einem Athleten ähnlich zu werden, und hielt es für unumgänglich, für den Verstand dieselben Vorkehrungen zu treffen wie für den Körper.

Jean Michelez, einer Neigung seines Charakters folgend, hatte für diesen Studenten sofort tiefe Bewunderung gehegt. Dessen wilde Kraft, seine Arbeitswut, seine nicht gewollte, sondern natürliche Gleichgültigkeit allem gegenüber, was das Leben versüßt, begeisterten ihn. Er hätte es ihm gerne gleichgetan. Dass er das nicht konnte (der Architekt konnte nicht lieben, ohne dass ihn ein unbezwingbares Bedürfnis nach Nachahmung befiel), erfüllte ihn mit noch mehr Respekt.

Als sich Jean Michelez eines Abends zu seinem Freund begab, erblickte er ihn – wie gewöhnlich hatte er die Tür zu seinem Zimmer offen gelassen – in Gesellschaft eines unbekanntem jungen Mannes. Beide schienen sehr fröhlich. Abwechselnd lachten und redeten sie laut. Aus Zartgefühl wagte Jean Michelez nicht einzutreten. Er kehrte um und wartete in der Hoffnung, dass der Besucher sich bald entfernen würde. Aber das Gelächter und die lauten Stimmen ertönten, anstatt zu verstummen, nur noch stärker, wie ihm schien. »Schiebelhut könnte mich immerhin holen kommen«, dachte Jean Michelez. »Es ist an ihm, den ersten Schritt zu tun. Er müsste das verstehen. Da wir uns jeden Abend sehen, müsste er wenigstens die Höflichkeit besitzen, sich zu entschuldigen. Ich verstehe sehr gut, dass er sich freut, seinen Landsmann wiederzutreffen, aber das dürfte ihn nicht daran hindern, mich vorzustellen.«

Am nächsten Morgen machte sich Jean Michelez in dem Glauben, dass der Unbekannte gegangen sei, erneut zu seinem Freund auf, als er im Flur ein Geräusch von Stimmen vernahm. Die beiden Deutschen waren immer noch zusammen. In Schiebelhuts Zimmer war ein Klappbett aufgestellt worden. Sicherlich hatte sich der Besucher dort häuslich niedergelassen.

Als er zum zweiten Mal umkehrte, entschied Jean Michelez, kein Lebenszeichen mehr von sich zu geben. Eine Woche verging, ohne dass Schiebelhut, der vor der Ankunft seines Kameraden jeden Abend in seiner Gesellschaft verbracht hatte, auch nur ein einziges Mal mit ihm gesprochen hätte. Von seinem Zimmer

aus hörte der Architekt, wie die beiden Studenten nachts bis zwei Uhr morgens miteinander redeten. Er lebte nicht mehr. Eine dumpfe Wut stieg in ihm auf, auf diese Weise abgeschoben worden zu sein, während sie noch am Abend vor der Ankunft von Schiebelhuts Landsmann geplant hatten, am nächsten Tag zusammen das Schloss von Versailles zu besichtigen. Jean Michelez hatte Schiebelhut einige Bücher geliehen, der in einer unglaublichen Dreistigkeit nicht einmal daran dachte, sie ihm zurückzugeben. Man hätte meinen können, der junge Architekt habe nie existiert. Eines Abends jedoch konnte sich Michelez nicht länger beherrschen. Als die beiden Deutschen zu singen begannen, wobei sie sich auf einer Gitarre mit Bändern begleiteten, stand er, nachdem er sich bereits hingelegt hatte, wütend wieder auf. »Wenn sie sich über mich lustig machen wollen, wollen wir doch mal sehen«, dachte er. Er ging durch den langen Flur, der zu dem Zimmer der beiden Studenten führte. Wie üblich stand die Türe offen. Er trat näher. Bei seinem Anblick legte Schiebelhut die Gitarre, auf der er sich begleitete, beiseite und sagte auf die natürlichste Weise der Welt:

– Oh! Monsieur Michelez, guten Abend, ich habe Sie nicht gesehen viele Tage. Sie haben mich verlassen. Das ist nicht sehr nett von Ihnen; ich bin sehr erstaunt, dass ich Sie jetzt sehe.

Angesichts einer derartigen Ahnungslosigkeit legte sich Jean Michelez' Wut, ohne dass jedoch sein Groll nachließ.

– Sie hätten doch kommen können!, sagte er schließlich.

– Niemals, niemals, antwortete der Student. Auf keinen Fall würde ich Sie stören wollen. Jetzt, wenn ich gewusst hätte, wären mein Kamerad Lautenbach und ich Sie besuchen gekommen.

Der Architekt unterdrückte, was er über das Musizieren nach einer bestimmten Uhrzeit hatte sagen wollen, und fragte:

– Können Sie mir die Bücher zurückgeben, die ich Ihnen geliehen habe? Ich werde sie dieser Tage brauchen.

– Natürlich, Monsieur Jean. Warten Sie bitte einen Moment, ich werde Ihre Bücher suchen und gebe sie Ihnen.

Schiebelhut stand auf, während sein Freund dem Besucher zulächelte, der eine mürrische Miene beibehielt. Nachdem er in allen Ecken gesucht hatte, entdeckte der Student sie schließlich in einer Schublade, wo sie neben überreifen Birnen lagen, was dazu angetan war, Jean Michelez noch mehr aufzubringen. Nach einem spärlichen Dank verabschiedete er sich, nicht ohne dass Schiebelhut ihm mit einschmeichelnder Stimme wünschte, »mit geschlossenen Fäusten zu schlafen und schön zu träumen«.

Endlich allein, konnte Jean Michelez vor Wut nicht mehr an sich halten. »Nicht genug, dass er sich benimmt wie ein Flegel. Er muss mich auch noch vor einem Unbekannten lächerlich machen.« Eine tiefe Bitterkeit befiel den jungen Mann. Die Nervosität machte es ihm unmöglich, still zu sitzen. Hinter der Wand hörte er die Deutschen weitersingen. »Das übertrifft alles je Dagewesene. Ich werde zuschlagen müssen!« Er geduldete sich dennoch eine weitere Stunde. Als die Studenten schließlich eine Art Choral anstimmten, ging er hinaus auf den Flur und schrie voller Wut:

– So seien Sie doch still. Die Nacht ist zum Schlafen da.

Er hatte kaum seine Tür geschlossen, als er es leise klopfen hörte. Es war Schiebelhut. In gesetzten Worten, mit einer kaum vorstellbaren Sanftmut, kam er, »um Verzeihung zu bitten«.

– Wir werden nicht mehr spielen, sagte er. Ich dachte nicht, dass man uns bis zu Ihnen hört. Ich bin traurig, dass ich Ihre Ruhe gestört habe. Ich bitte Sie, seien Sie nicht böse mit mir. Jetzt gute Nacht und, noch einmal, seien Sie nicht böse mit mir.

Dann zog er sich zurück, ohne auch nur die geringste Bemerkung zu den gemeinsamen Plänen oder den Beziehungen zwischen ihnen zu machen. Er hatte sich entschuldigt wie bei einem Fremden.

Dieser Vorfall traf den jungen Architekten tief. Im folgenden Monat verließ er Madame Greuze und zog in ein Hotel, um dort die Ankunft von Möbeln aus der Provinz abzuwarten, denn er hatte beschlossen, eine Wohnung zu mieten und unabhängiger zu leben.

Fünf Jahre später, als Jean Michelez sich soeben mit einem gewissen Camille Foucaux überworfen hatte, der, nachdem er sich von ihm Geld geliehen hatte, behauptete, dass dieses Geld kein Darlehen, sondern eine Beteiligung an einem Geschäft gewesen sei (es handelte sich um den Bau von zwölf »Gasthöfen« in der weiteren Umgebung von Paris) und dass keine Rede davon sein könne, diese in voller Kenntnis der Lage vorgeschossene Summe zurückzuzahlen, da ihm andererseits auch niemand, wäre die Operation glücklich verlaufen, seinen Gewinnanteil streitig gemacht hätte, erhielt er einen langen Brief von seinem Vater. »Schau, mein Sohn«, schrieb der Tierarzt, »man sollte im Leben nicht nur an sich denken. Dein Bruder muss auch seinen Weg machen. Er kommt mit guten Bewertungen vom Regiment zurück. Ich schicke ihn dir. Leite ihn. Schütze ihn.«

Einige Tage später landete Philibert, mit zwei Koffern aus Weidenruten beladen, bei dem Architekten. Der Charakter dieses jungen Mannes bestand aus einer seltsamen Mischung von Sanftmut und Starrsinn, von Schüchternheit und Durchtriebenheit. Ein Nichts, ein Wort, eine Geste ließen ihn erröten; er war nicht fähig, drei Sätze zu sagen, ohne zu lügen. Lügen war krankhaft bei ihm. Wenn man ihn in Lagny zum Bäcker schickte, sagte er jedes Mal bei seiner Rückkehr unbeirrbar und im ernsthaftesten Ton der Welt, dass man ihm den letzten Brotlaib gegeben habe oder den ersten. Fragte man ihn, ob er diese oder jene angesehene Persönlichkeit, die der alte Monsieur Michelez zum Essen erwartete, benachrichtigt habe, gab er eine bestätigende Antwort. Aber die Zeit ging dahin und der Gast kam nicht. Man suchte diesen auf und erfuhr unverzüglich, dass der Auftrag nie ausgeführt worden war. Dem Gast gegenübergestellt, hielt Philibert weiterhin gegen allen Augenschein daran fest, dass er den Auftrag ausgeführt habe. Sein Vater bekam dann wahnsinnige Wutausbrüche und schickte ihn ohne Essen zu Bett. Am folgenden Tag nahm er ihn sich vor.

– Los, warum lügst du?

– Ich lüge nicht, antwortete das Kind.

Noch immer in der Hoffnung, ihn zu bändigen, beauftragte ihn der Tierarzt mit neuen Gängen, die, neun von zehn Mal, zu ähnlichen Szenen führten. Mit zunehmendem Alter jedoch nahm dieses Laster neue Formen an. Da er beim Lügen so häufig in flagranti erwischt wurde – denn das Unglaublichste an seinem Fall war, dass er sich als Kind jedes Mal, wenn er log, einbildete, dass man es nicht merkte und *dass der Augenschein absolut nichts bewies* –, passte er mit der Zeit besser auf und hütete sich, ohne Grund zu lügen. Dennoch war das, was ihn zum Lügen veranlasst hatte, keineswegs verschwunden. Der Keim blieb derselbe, aber anstatt sich nur in Lügen zu entfalten, ließ er nun kompliziertere Verhaltensweisen entstehen. Das Gesicht von Philibert trug die Wundmale der Degeneration. Seine Augen hatten keine bestimmte Farbe. Die Stirn war kaum höher als der Abstand zwischen Nase und Mund. Eigensinnig, verschlossen, sprach er aus Angst, sich zu verraten, fast kein Wort mehr. Diese Angst, sich zu verraten, wurde bei ihm zur Obsession. Sie verfolgte ihn bis in die unvorhergesehensten Situationen. Er war dahin gelangt, sich einzubilden, schon die Tatsache, dass eine Idee in seinem Kopf auftauchte, bedeutete, dass er sie verstecken müsse.

– Guten Tag, Bruder, sagte er, als er ankam. Ich bin froh, bei dir zu sein.

Wenn er sprach, hatte man den Eindruck, dass er rezitierte. Er spielte die Arglosigkeit ausgesprochen gut. Später warnte ihn Jean vor bestimmten Kneipen, vor denen man sich in Acht nehmen müsse. Er gab vor, selbst von der Existenz solcher Etablissements nichts zu wissen, und stellte Fragen, die, aus dem Mund eines vierundzwanzigjährigen jungen Mannes, das Misstrauen seines Bruders hätten wecken müssen, spätestens bei Bemerkungen wie dieser: »Dort wird sicherlich getanzt. Die Pariser finden diese Häuser sicher ziemlich lächerlich. Man muss schon aus der Provinz kommen, um dahin zu gehen.«

Sein Bestreben war aber genau, sich zu amüsieren, eine Ge-

liebte zu haben, in dieser verrufenen Welt zu leben, von der er so viel gehört hatte. Bei seinem Anblick hätte man jedoch geglaubt, einem jungen Mann gegenüberzustehen, für den der Gipfel der Kühnheit darin bestand, eine Zigarette zu rauchen. Er war zuvorkommend und hilfsbereit. Er bekundete für seinen großen Bruder sogar abnorme Aufmerksamkeiten. Er machte dessen Bett, stellte die Pantoffeln bereit, bediente ihn wie ein Sklave, mit einer Selbstverständlichkeit, als hätte er sein Leben lang nichts anderes getan. Nie ging er abends aus. Seine einzige Zerstreuung bestand darin, seinen Bruder ins Kino zu begleiten. Diese Haltung war von einer kindlichen Berechnung diktiert. Er wollte an dem Tag, an dem er die Bekanntschaft einer Frau machen würde, ungehindert ausgehen können, ohne dass man ihm Vorhaltungen machte.

Jean Michelez kam seinem Bruder, den er als Kind verlassen hatte und dem er jetzt als Mann wiederbegegnete, allmählich näher. Stolz darauf, sich in einer großen Stadt mühelos zu bewegen, schlug er ihm vor, Denkmäler und Museen zu besichtigen, und war entzückt, wenn er hörte, wie jener sich begeisterte. Er war glücklich, einen jungen Mann neben sich zu haben, sich um dessen Erziehung zu kümmern, ihm die Augen zu öffnen und den Unterschied zwischen dem Leben in Lagny und dem in Paris zur Geltung zu bringen. Eines Morgens kündigte Jean seinem Bruder an, dass er im Laufe des Nachmittags mit ihm über ernsthafte Dinge sprechen werde. Gegen vier Uhr nahm er ihn mit in ein Café.

– Hör zu, Philibert, begann er, Papa hat mich darum gebeten, für dich eine Stelle zu finden. Das ist unmöglich. Du hast weder eine Ausbildung noch besondere Fähigkeiten. Es ist sehr angenehm, so zu leben, wie wir leben, aber wir sind Männer, nicht wahr? Und man muss an die Zukunft denken. Das Leben eines Junggesellen ist ganz hübsch, aber man muss sich ein Zuhause schaffen. Hast du ans Heiraten gedacht? Nein, ich auch nicht.

Jean lächelte, als er diese letzten Worte sagte. Was er beson-

ders genoss, war, sein Leben (er war sieben Jahre älter als sein Bruder) für ebenso jung wie das von Philibert zu betrachten. Während er sprach, stellte er sich wirklich vor, selbst vierundzwanzig Jahre alt zu sein. Das war ihm angenehm. Er hatte auf diese Weise den Eindruck, keine Zeit verloren zu haben, und da ihn nie jemand nach seinem Alter fragte, warum sollte er nicht glauben, vierundzwanzig Jahre alt zu sein? Er fuhr fort:

– Aber lass uns nicht vergessen, dass wir keine Kinder mehr sind. Daher habe ich Folgendes beschlossen: Anstatt vor uns hinzuvegetieren, wie wir es tun, werde ich mich als Bauunternehmer niederlassen. Ich werde ein Büro im Zentrum mieten und Räume in einem entlegeneren Bezirk, wo ich meine Baustoffe lagern werde. Zu Beginn werden wir so verfahren, dass wir diese nach und nach ankaufen. Und so wird das Haus Michelez langsam wachsen. Es gibt natürlich auch einen Posten, der extra für dich vorgesehen ist.

Es war Juli. Die beiden Brüder brachen einige Tage später nach Nancy auf, um dem Vater die gute Nachricht zu überbringen. Als sie auf der Rückfahrt in einem Zugabteil saßen, in dem die Reisenden eingenickt waren, wandte sich Philibert, der in der Folge der langen Gespräche mit seinem Vater und Jean, bei denen er nichts verstanden hatte, plötzlich irgendetwas befürchtete, unvermittelt an seinen Bruder. Nachdem er einige unzusammenhängende Worte gestammelt hatte, gestand er schließlich, dass er eine Frau liebe und ihm das nicht verheimlichen wolle.

– Das hättest du früher sagen sollen. Wir haben keine Geheimnisse voreinander. Was macht sie?

– Sie ist ein sehr anständiges junges Mädchen. Sie wohnt bei ihren Eltern.

– Dann lade sie doch einmal ein. Du wirst mich vorstellen. Kennst du ihre Eltern?

– Aber ja, natürlich.

Dann wechselte Philibert das Thema.

Zwei Tage waren seit der Rückkehr der beiden Brüder nach Paris vergangen, als Philibert den älteren um ein bisschen Taschengeld bat und ihm ankündigte, dass er nicht vor Mitternacht heimkehren würde.

– Ich habe sie ins Kino eingeladen.

– Lassen ihre Eltern sie abends so einfach ausgehen?

– Natürlich, da sie wissen, dass sie mit mir ausgeht. Ich werde sie im Übrigen zu Hause abholen.

– Und was macht ihr Vater?

– Ich weiß nicht. Nach dem, was sie mir gesagt hat, ist er ein großer Industrieller.

– Warum lädst du dieses Mädchen nicht hierher ein? Wie heißt sie?

– Sie heißt Mariette.

– Mariette?

– Nun ... ja ... ja ... Mariette.

– Du weißt nicht, wie sie heißt?

– Doch ... Mariette.

– Mariette wie?

– Mariette.

– Ihren Familiennamen meine ich.

– Ach so? Ja ... ja ... Mariette, sie heißt Mariette Milet.

– Milet? Das ist ein komischer Zufall. Wir heißen Michelez und sie heißt Milet.

– Wieso komisch? ... Das ist ganz einfach ... sie heißt so.

Nach dieser Unterhaltung hütete sich Philibert, abends wegzugehen. Jean hatte diese Geschichte bald vergessen. Obwohl er verschlossen war, wachte er fröhlich auf. Er zog sich eilends an, klopfte an die Tür seines Bruders und forderte ihn auf, schnell aufzustehen, um auszugehen. Letzterer antwortete: »Ja, gleich.« Singend erwartete ihn Jean im Esszimmer. Nach einer Viertelstunde, da sein Bruder nicht kam, klopfte er erneut an die Tür. Philibert war wieder eingeschlafen.

Eines Morgens klopfte Jean Michelez wie gewöhnlich an

Philiberts Tür. Niemand antwortete. Er klopfte stärker. Es kam weiterhin keine Antwort. Im Zimmer blieb es still. Er öffnete die Tür. Das Bett war leer. »Das verstehe ich nicht«, dachte der junge Architekt, »er ist gestern Abend um zehn Uhr ins Bett gegangen. Er hat also gewartet, bis ich schlief, um auszugehen. Es steht ihm doch frei, auszugehen, wann immer er will. Er muss sich nicht verstecken. Ich werde ihm auflauern. Ich rühre mich nicht von der Stelle, bevor er nicht zurückkehrt. Das sind Kindereien.« Die Geschichte von Mariette kam ihm wieder in den Sinn. »Jetzt verstehe ich seine Verwirrung. Dieses sogenannte Mädchen aus guter Familie ist ein leichtes Mädchen, bei der Monsieur die Nacht zubringt.«

Jean schloss die Tür des leeren Zimmers. Es war ein herrlicher Vormittag. Die Sonne, die in die Zimmer drang, war bereits warm. »Es ist doch ärgerlich, bei einem solchen Wetter hier Wache zu halten. Man hat Lust zu laufen, frische Luft zu atmen.« Der Architekt befand sich in seinem Arbeitszimmer. Plötzlich artikulierte seine Lippen den einfachen Ausruf: »Oh!« Eine Schublade des Sekretärs stand offen, genau diejenige, in der er die 40.000 Franc aufbewahrte, die ihm sein Vater vor einigen Tagen von seinem Erbeil gegeben hatte, um sein Geschäft zu eröffnen.

Am folgenden Tag wurde Jean Michelez krank und musste das Bett hüten. Sobald er aufzustehen versuchte, fühlte er auf der rechten Seite einen solchen Schmerz, dass er sich sofort wieder hinlegte. Er konnte nicht das leiseste Geräusch noch den kleinsten Schrei ertragen. Manchmal wachte er nachts plötzlich auf und glaubte, bei der Erinnerung an das, was geschehen war, zu träumen.

Sobald er sich erholt hatte, begab er sich nach Nancy. Bei seiner Ankunft sah er seinen Vater, der ihn erwartete, mit verärgelter Miene und auf dem Rücken verschränkten Händen auf dem Bahnsteig auf und ab gehen. Er war ein kleiner, untersetzter Mann. Er trug einen Jagdanzug. Seine Beine, kurz und musku-

lös, waren gebogen. Wenig darum besorgt, dieses Gebrechen zu verbergen, trug er französische Leggings aus schwarzem weichem Leder, die sich um die Waden schlossen und wie Stiefelchen vorne zu schnüren waren. Dieser Tierarzt sah nie ein Tier an. Man konnte in seiner Gesellschaft auf Hunde, Rinder, Pferde stoßen, er schenkte ihnen nie auch nur den geringsten Blick. Ihm genügte es nicht, sich nicht erweichen zu lassen, das war nur normal. Man musste, was die Tiere betraf, weitergehen, bis zur völligen Gleichgültigkeit. Er hatte ein wenig das Aussehen von Lehrern, Ärzten und Notaren vom Land, das heißt ein Gesicht, auf dem das Studium einen Hauch Frische zurückgelassen hat, die Wind, Wetter und Sonne nicht vollständig ausgelöscht haben, und sein Körper schien die Spuren schwerer körperlicher Arbeit und langer Wege zu tragen, ließ aber unter der Kleidung noch seine weiße Haut und seine mangelnde Eignung für dieses Leben durchscheinen.

– Nun, was ist geschehen?, fragte er sofort, während er stehen blieb und seinem älteren Sohn starr in die Augen blickte.

Jean erzählte ihm sofort alles, wobei er besonders die Tatsache hervorhob, dass er die Freundin von Philibert hatte kennenlernen wollen. Monsieur Michelez hörte sich diesen Bericht an, ohne ihn ein einziges Mal zu unterbrechen, anscheinend nur darauf bedacht, seine Gefühle nicht zu verraten. Aber als Jean geendet hatte, wurde er, anstatt weitere Erklärungen zu verlangen, wie seine interessierte und eisige Haltung vermuten ließ, plötzlich von einem unerhört heftigen Tobsuchtsanfall gepackt.

– Wie, schrie er, du willst mich glauben machen, dass dieses Kind zu stehlen fähig ist! Mich, seinen Vater, willst du das glauben machen? Wenn du schon dabei bist, sag mir bloß noch, dass er versucht hat, dich umzubringen. Also wirklich, alles, was recht ist. Ein Junge, der nach drei Jahren Militärdienst ohne eine einzige Strafe zurückkehrt, von seinen Vorgesetzten geschätzt, und du willst mir diese Geschichte weismachen! Gib lieber zu, dass du die 40.000 Franc beim Zechen mit deinen schmutzigen

Weibern in Paris durchgebracht hast. Es wird alles rauskommen. Philibert wird zurückkommen. Wenn er mit einem Mädchen durchgegangen ist, entspricht das seinem Alter, aber er wird zurückkommen. Was wirst du dann zu sagen wissen?

Monsieur Michelez hatte immer eine Schwäche für seinen jüngeren Sohn gehabt. Trotz aller Lügen und Heimlichtuereien stand ihm dieses Kind nahe, das er für einfacher, weniger egoistisch, weniger ehrgeizig als den Älteren hielt. Er wurde noch wütender.

– In wenigen Monaten ist es dir gelungen, Philibert zu verlieren. Anstatt ihn zu beraten, ihn zu überwachen, hast du das Boot im Wind treiben lassen. Hübsch, was du getan hast. Was die 40.000 Franc angeht, ich habe keine Beweise, aber merk dir das gut, ich werde Beweise finden.

Er stieß seinen Stock in den Boden.

– Ich werde sie finden!

Der Zug, mit dem Jean gekommen war, war soeben abgefahren. Mit seinem Stock in diese Richtung zeigend, tobte der Vater weiter:

– Das alles ist deine Schuld, Jean. Es ist deine Schuld, Jean, ich frage mich, was du da tust, in Paris. Los, du siehst den Zug, lauf hinterher, lauf ... lauf ... Geh zurück, woher du kommst. Los ... los ... lauf, sag ich dir. Ich will dich nicht mehr sehen. Hast du verstanden. Ich will dich nicht mehr sehen.

Jean versuchte, seinen Vater zu beruhigen. Es war vergeblich. Je mehr er sagte, desto hitziger wurde Monsieur Michelez und drohte dem Himmel mit seinem Stock. Plötzlich wurde sein Gesicht dunkelrot. Seine vom Albumin gelb gefärbten Augen verschleierten sich grau. Er presste nervös die Lippen aufeinander, deutete auf den schon fernen Zug.

– Lauf schon hinterher, schrie er schließlich.

Und da für ihn das Leben in Paris nicht seriös war, fügte er, um das Geräusch einer Lokomotive zu imitieren, das ebenso lächerlich, ebenso eitel wie das Treiben in der Stadt war, hinzu:

– Tschu ... tschu ... tschu ...

Jean wollte ihn anflehen, zu herzlicheren Gefühlen zurückzufinden. Er kam nicht dazu. Sein Vater, der ihm brüsk den Rücken zugewandt hatte, ging mit großen Schritten in Richtung der Sperre davon.

Einige Jahre vergingen, ohne dass Jean Michelez irgendeine Entscheidung traf. Aus Mangel an Kapital hatte er die geplante Unternehmensgründung auf später verschoben. Manchmal bat man ihn um Ratschläge. So lebte er von ziemlich unbestimmten Einkünften, von Arbeiten für niedergelassene Architekten, von Expertisen für Kunden, die fürchteten, anderswo betrogen worden zu sein.

Dann begann der Krieg. Der Architekt war zu der Zeit dreiunddreißig Jahre alt. Er war seit sechs Monaten eingezogen, als ihm eine Kugel den Arm durchschoss und die Nerven, die die linke Hand führen, durchtrennte. Infolge dieser Verletzung wurde er ausgemustert.

Wieder in Paris, begann für ihn die schmerzlichste Zeit seines Lebens. An einem Sommerabend im Jahre 1915 machte er beim Lesen des *Kommuniqués*, das an diesem Tag für die französischen Truppen Günstiges berichtete, die Bekanntschaft einer sehr schönen, wenn auch streng aussehenden Frau, die wie er die neuesten Nachrichten erfahren wollte. Sie war dunkel gekleidet und mochte um die dreißig Jahre alt sein. Sie schenkte den Offizieren, den Soldaten, die sie bei diesem Gedränge streiften, keinerlei Beachtung. Sicherlich hatte die Aussicht auf einen Sieg, der das Ende des Krieges bringen würde, sie dazu gedrängt, das Wort an ihren Nachbarn zu richten, der eben Jean Michelez war. Er begleitete sie nach Hause, während er ihr zuhörte. So erfuhr er unterwegs, dass sie mit einem Arzt verheiratet war, der an der Front war.

Denise Vannier (so hieß sie), praktisch, klug, autoritär, aber gutherzig, hegte für ihren Mann grenzenlose Liebe und Bewun-

derung. Sie lebte für ihn; wenn er weg war, sprach sie nur von ihm. Die Streitigkeiten, zu denen es zwischen ihnen gekommen war, hatten sich immer sofort wieder gelegt. Sie hatten keine Kinder. So verwöhnten sie sich gegenseitig, überboten sich im Erfinden von Aufmerksamkeiten, von Liebesbeweisen. Sie schrieben sich jeden Tag, trennten sich auf der letzten Seite mit denselben Worten, die sie sich vor dem Einschlafen sagten, und fanden sich tags darauf im nächsten Brief wie bei einem Aufwachen wieder.

Sie willigte trotzdem ein, Jean Michelez wiederzusehen, nicht ohne ihm offen gesagt zu haben, dass sie zu sehr litt, wenn sie allein war, und dass sie sich lieber einem Fremden als einem ihr Nahestehenden anvertraute. Die ersten Begegnungen hatten etwas sehr Förmliches. Man hätte meinen können, es seien von Dritten arrangierte Verabredungen. Denise sprach die ganze Zeit, war fröhlich, je nachdem, ob sie von ihrem Mann einen Brief erhalten hatte oder nicht, erzählte, was er ihr geschrieben hatte, was sie ihm antworten würde. Er hörte andächtig zu, dann begleitete er sie bis zur Tür ihrer Wohnung in der Rue Thouin. Sie lachte nie. Manchmal jedoch empfing sie ihn mit einem freundlichen Lächeln. Es war Jean ein wenig unangenehm, der Begleiter einer Frau zu sein, deren Mann jeden Tag sein Leben riskierte. Sie war ihm gegenüber aber so kalt, so distanziert, die Gespräche kreisten um Themen, die so viel mit dem Abwesenden zu tun hatten, wenn es nicht überhaupt nur um ihn ging, dass es ihm vorkam, als handle er trotz seines Unmuts nicht falsch.

Eines Abends kam sie, wie ihm schien, mit einem ausgeruhteren Gesicht als gewöhnlich, sogar mit etwas wie Fröhlichkeit im Blick. Der Sommer ging seinem Ende zu.

– Man hat mir versichert, sagte sie sofort, dass es zum Herbst vorbei sein wird, dass die Männer keinen zweiten Winter durchstehen können.

Denise, die bis zu diesem Tag nur von ihrem Mann oder sich

gesprachen hatte, wurde Jean gegenüber neugierig, stellte ihm Fragen, fragte ihn nach Einzelheiten in seinem Leben. Der Architekt hatte gerade begonnen, vom Diebstahl seines Bruders zu berichten, als Denise ihn plötzlich unterbrach:

– Seien Sie so nett. Hören Sie mir zu. Sie können gleich fertig erzählen. Ich muss an das denken, was mir vorhin jemand versichert hat. Glauben Sie, dass der Krieg vor dem Winter zu Ende sein könnte? Sie können sich nicht vorstellen, wie ich in den windigen und eisigen Nächten leide. Ich denke an ihn. Ich sage mir: »Er liegt vielleicht im Freien. Vielleicht ist er unfähig, zu gehen. Er ist verletzt. Die Männer seiner Kompanie wissen es nicht und können ihm nicht zu Hilfe kommen.« Und ich wage nicht, das Fenster zu öffnen, so sehr macht mir die Dunkelheit Angst. Ich schreie, wissen Sie, wenn ich die Schwärze vor mir sehe und wenn ich denke, dass er da irgendwo draußen ist, in dieser Nacht, während er bei mir sein könnte, wo es warm ist, wo er geliebt wird und umsorgt. Ich schwöre Ihnen, dass der Morgen für mich eine Erlösung ist. Dann erst schlafe ich ein.

Andere Male, wenn sie zuversichtlicher war, kam es vor, dass sie von den kleinen Fehlern ihres Mannes sprach.

– Ah! Er war nicht immer einfach. Er wurde manchmal böse wie ein Flegel. Aber das hielt nicht lange vor. Ich brauchte nur zu schmollen, und schon kam er, ganz brav, und wollte mich umarmen. Und wissen Sie, was ich dann tat? Ich sagte zu ihm: »Nein, mein Kleiner, das ist zu einfach. Du sagst mir die schlimmsten Sachen und brauchst dann nur ein nettes Gesicht zu machen. Nein, heute nicht.« Hatte ich nicht recht, Monsieur Michelez?

Jean Michelez stimmte zu. Aber er fühlte zunehmend eine Art Schmerz, jenem vergleichbar, den Eifersucht verursacht, weniger heftig zwar und gleichzeitig unangenehmer, da er nicht wusste, wie er dagegen ankämpfen sollte.

Eines Abends brachte er ihr Blumen mit. Sie nahm sie lachend entgegen und legte zum Dank ihre Hand auf die seine, wobei sie sagte:

– Sie sind ein Verrückter!

Um neun Uhr verließ er sie ganz bewegt.

Das Bild des Majors, von dem diese Frau so viel gesprochen hatte, dass er ihn besser kannte, als er sie kannte, von dem er Einzelheiten wusste, die er von ihr nicht kannte, verflüchtigte sich dennoch im Nebel. Denise stand vor seinem Auge, als wäre sie allein auf der Welt. Sie war lebendig. Ihr Mann existierte nicht mehr oder existierte zumindest nur als Bild aus Worten, wie ein Verwandter, der seit Jahren tot ist.

Am folgenden Tag kam Denise zur Verabredung, als wäre am Vorabend nichts geschehen, mit ruhigem und ausgeruhtem Gesicht. Jean betrachtete sie, als könne sie ihm eines Tages gehören.

– Nun, Denise?

Das war das erste Mal, dass er sie bei ihrem Vornamen zu nennen wagte. Sie war nicht überrascht und antwortete lächelnd:

– Nun, Monsieur Jean?

– Da sind wir nun!, sagte er.

– Da sind wir nun, wiederholte sie, wobei sie ihre Handflächen vorzeigte, als hätte man sie beschuldigt, etwas zu verstecken. Sie versteckte nichts. Sie liebte ihren Mann und liebte nur ihn.

– Ich habe Angst, sagte Denise plötzlich, als die Sirenen zu heulen anfangen, ich werde nach Hause gehen.

Diese Worte ließen den Architekten erstarren. Seine Begeisterung war dahin. Er sah auf die Uhr.

– Es ist erst neun Uhr.

– Ich gehe nach Hause ... ich gehe nach Hause. Ich habe heute keinen Brief bekommen, und ich will nach Hause gehen.

Eine Viertelstunde später nahm sie von ihm Abschied mit diesen Worten, denselben, die sie jeden Abend sagte:

– Sie kommen also morgen?

Jean Michelez ahnte nicht, dass es das letzte Mal war, dass er diese Frage aus dem Mund von Denise hörte. Am folgenden Tag wartete er in der Tat vergeblich auf die junge Frau.